

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 25 (1945-1946)
Heft: 4-5

Artikel: Gedanken über Frankreichs Wiedererstehen
Autor: Redslob, Robert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-159300>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sprochen hat. «Die Welt marschiert nach links» — rufen sie uns zu. Allein noch gehört bürgerlicher Gesinnung die Mehrheit des Volkes. Die gewaltige, tief verankerte Macht unseres liberalen Staates aber, der zielsichere Wille, die geballte Kraft eines entschlossenen Bürgertums — sie werden nun ihren großen Einsatz zu bestehen haben. Mögen sie ihn mit mutiger Zuversicht bestehen in dieser entscheidenden Stunde! Die Felder sind abgesteckt — die Ziele bekannt. Und mächtig dröhnen die Hammerschläge aus der Schmiede der Zukunft.

Gedanken über Frankreichs Wiedererstehen

Von Robert Redslob

Wenn man das Problem von Frankreichs Wiederaufbau ins Auge fassen will, so muß man sich vor allem einer Schicksalsbestimmung gewärtig sein, die diesem Lande eigen ist und die ihm von einer gütigen Vorsehung in den Schoß gelegt wurde: in Zeiten der bittersten Not, wenn alles verloren scheint, weiß Frankreich sich mit einem ungeahnten und fast magischen Dynamismus aufzuraffen und zu neuer Größe aufzustehen. Es ist eine Schnellkraft, welche dieses Volk beseelt und es aus dem tiefsten Abgrund wieder empor trägt. Frankreich kann nicht untergehen. Die Tage, in denen diese Wahrheit die eindruckvollste Bestätigung gefunden hat, sind die der Befreiung Orleans durch die heldenhafte Jungfrau, ein Epos, das ans Übernatürliche grenzt. Die Volkserhebung von 1792, der Wiederaufbau nach der Niederlage von Waterloo, die rasche und kraftvolle Wiederherstellung nach dem Siebziger Krieg gehören in die gleiche Ahnenreihe. Dieses historische Gesetz ist von neuem in die Erscheinung getreten, als jüngst, nach einer der furchtbarsten Katastrophen aller Zeiten, Frankreich, das man vernichtet glaubte, eine Armee aus dem Boden stampfte, die in unaufhaltsamem Siegeszuge von Tschad über Tunis, über Italien und Korsika, über die Normandie den Rheinstrom erreichte und die innersten Burgen Deutschlands überrannte.

Zudem ist es Frankreich beschieden, in schwerer Not immer wieder Männer zu finden, die dem Schicksal gewachsen sind, die dem Sturm gebieten und das Schiff aus der Brandung retten.

Am heldenhaftesten hat sich Frankreich von je gezeigt, wenn es seinen Boden gegen die Fremdherrschaft verteidigte. In solchen Stunden hat es den edelsten Opferwillen und die tapferste Entschlossenheit an den Tag gelegt. 1914 ging eine Begeisterung durch das Land. Man setzte sich gegen den andringenden Feind zur Wehr.

Der Krieg von 1939 war nicht von einer solchen Stimmung eingeleitet. Wohl war es ein gerechter Krieg, den Frankreich unternahm: Es galt, Polen beizustehen, das widerrechtlich angegriffen war, das sich in Notwehr befand und das einen verbrieften Anspruch auf Hilfeleistung hatte. Doch konnte, mangels einer unmittelbaren Bedrohung Frankreichs, dieser Krieg nicht die Stimmung erwecken, die ein Vierteljahrhundert zuvor die Nation durchflutet hatte. Es war kein Volkskrieg, es war ein diplomatischer Krieg. Wie anders aber, als der Feind Frankreich auf Jahre besetzt und durch unsagbare Demütigungen und Grausamkeiten heimgesucht hatte! Da loderte der Geist von 1792 und von 1914 wieder auf. Die Widerstandsbewegung wurde ins Leben gerufen, nicht nur in Afrika, sondern im Lande selbst. Sie horstete überall, in Bergen und Wäldern, in Schluchten und Höhlen, in Städten und Dörfern. Was hier an Heldenmut, an Todesverachtung, an vaterländischer Hingebung von Männern und Frauen, von jungen Mädchen, ja von Kindern geleistet wurde, wird in der Geschichte unvergessen bleiben. Die Ehre war gerettet.

Das Siegesgeläute ist verhallt. Und nun, da die erste Begeisterung verklungen, treten schwere Fragen an die vielgeprüfte Nation heran. Der Tod hat eine furchtbare Ernte gehalten. Entbehrung und Krankheiten haben das Volkstum heimgesucht. Das Land ist verwüstet. Die Quellen des Wohlstandes sind verschüttet. Mehr noch, der Staatsbau selber ist ins Wanken gekommen. Das Gefüge der Dritten Republik hat dem Ungewitter nicht standgehalten. Frankreich hat keine Verfassung mehr.

Überall gilt es wiederaufzubauen.

Wir wollen für heute nicht bei den ökonomischen und demographischen Problemen verweilen. Schwerwiegende, verantwortungsvolle Entscheidungen sind hier unumgänglich. Sie heischen nicht nur großes Wissen und überlegene Staatskunst, sie heischen auch Selbstüberwindung und Sieg über menschliche Schwächen, und sie sind alle beherrscht von der grundlegenden Frage der künftigen Verfassungsform.

Es wäre graue Theorie, zu behaupten, die Dritte Republik von 1875 wäre noch am Leben. Die Machtergreifung durch Marschall Pétain war ein Staatsstreich. Wenn auch das neue Regime formell von der Nationalversammlung, oder besser gesagt von ihrem damals noch bestehenden Rumpf gutgeheißen wurde, so war das nur eine Verschleierung des historischen Geschehens. Eines bleibt gewiß: die Nationalversammlung hatte als politischer Machtfaktor abgedankt; nie hätte sie mehr die nötige Autorität besessen, um von neuem die verfassunggebende Gewalt zu ergreifen, der Maschine von Vichy Einhalt zu gebieten und ein anderes System ins Leben zu rufen. Das Regime des Marschall Pétain war ein Pronunciamento. Mit ihm ist das alte

Gefüge zerbrochen. Nur ein Volksbeschluß oder eine verfassunggebende Versammlung kann dem Lande wieder eine organische Staatsform verleihen. Es ist zudem auch moralisch besser, wenn Frankreich, das zu neuem Leben erwachen will, sich nicht in den alten Mauern einnistet, sondern entschlossen an den Bau eines neuen Hauses geht.

Die fundamentale Reform, die im französischen Verfassungsleben unentbehrlich ist — darüber herrscht volle Klarheit —, ist die Stärkung der Exekutive. Es muß mit dem alten System gebrochen werden, in dem das Parlament die Suprematie besaß und die Regierung, der kein Mittel der Gegenwehr zu Gebote stand, beliebig stürzen konnte, wie man kaum aufgestellte Kegel zusammenwirft. Der Hauptgrund für diese Instabilität war, daß die in England klassische Verteidigungswaffe der Parlamentsauflösung in Frankreich außer Gebrauch gesetzt war. Das Versagen dieses natürlichen Gegengewichtes erklärte sich vor allem daraus, daß dem Staatshaupt Kraft seines Ursprungs die notwendige Autorität fehlte, um den Kammern zu widerstehen. Der Präsident der Republik war durch die Kammern selbst gewählt, die zu diesem Zweck als Nationalversammlung zusammentraten, und daraus ergab sich die natürliche Folge, daß die Kreatur sich nicht gegen den Schöpfer auflehnen konnte. Um diese Abhängigkeit der Exekutive zu vermeiden, haben andere Republiken wie die nordamerikanische und die deutsche von Weimar das Staatshaupt aus allgemeiner Volkswahl hervorgehen lassen.

Es fragt sich aber, ob dies Verfahren in Frankreich angebracht wäre. Einmal hat das plebiszierte Staatshaupt des zweiten Kaiserreichs keine gute Erinnerung hinterlassen. Ferner, was schwerer wiegt, — man kann bei der Geistesverfassung der Franzosen in politischen Dingen nicht erwarten, daß von einer Wahl zur andern der von der Nation erkorene Präsident unangefochten bleibe. Die Franzosen haben eine wahre Leidenschaft für die Politik, sie tragen täglich und stündlich die öffentlichen Angelegenheiten in die Diskussion. Dabei sind sie nicht, wie es in England und Nordamerika der Fall ist, zu wenigen, fest gefügten Parteien zusammengeschlossen; sie sind in viele, nicht klar umgrenzte Fraktionen zersplittert, deren Aktion nicht in gerader Linie verläuft, sondern sich in mancherlei Variationen ergeht. Dazu kommt, daß die Franzosen die gefährliche Gabe der Beredsamkeit als Mitgift erhalten haben, so daß oft das geflügelte Wort den Zaun der Gedanken und Tatsachen überspringt. Die Franzosen sind das Volk der Agora, wie es schon Caesarn aufgefallen ist, und sie gleichen in dieser Hinsicht den Athenern der Antike. Eine derartige Einstellung hat ihre Vorteile, aber sie hat auch ihre Schattenseiten. Immerhin wäre es bei dieser Geistesverfassung unvermeidlich, daß der Präsident bei der Nation, die ihn zu seinem Amt erkoren, einer nie rasten-

den Kritik begegnen würde. Diese Opposition aber wäre dazu angetan, ihm das Gefühl seiner Popularität zu rauben und in ihm den Eindruck einer Art von Widerruf durch ein sich formlos, aber stetig ansammelndes Plebiszit zu erwecken. Zwar bliebe der Präsident unverantwortlich, er wäre es nach dem Buchstaben des Gesetzes; allein das hinderte nicht, daß in ihm die Überzeugung hervorgerufen würde, er hätte das Vertrauen seiner Wähler verloren; damit aber wäre seine Stellung untergraben. Es gilt, diese Gefahr zu umgehen, es gilt, den Präsidenten der Infragestellung durch einen sich mit der Nation identifizierenden und darob machtvollen Wahlkörper zu entziehen. Andererseits muß ihm eine im Volkswillen wurzelnde und deshalb dem Parlament gewachsene Autorität gesichert werden. So kommt man zu dem Schluß, daß es ratsam wäre, ihn aus einer indirekten Volkswahl in mehreren Stufen und so aus einer progressiven Selektion hervorgehen zu lassen. Im Anklang an die bisherige Methode der Senatswahl könnten lokale, vom Volk gewählte Körperschaften, Gemeinderäte, Generalräte und andere, Wahlmänner entsenden, und diese würden durch weitere Delegationen eine Versammlung der «Grands Electeurs» ins Leben rufen, welche die Endwahl vorzunehmen hätte. In dieser Weise wäre der Präsident zwar immer noch dem Volkswillen entsprossen, aber er wäre es nicht unmittelbar; er wäre es durch ein organisches, unsichtbares Hervorwachsen aus Stamm und Wurzeln. Er hätte dabei zugleich den Vorteil, nicht der Mandatar einer Partei zu sein; denn bei der mehrmaligen und sich stets verengernden Auslese hätte sich, wie in einem Sieb, der Geist der Fraktionen allmählich verloren, um die Wahl auf die persönlichen Eigenschaften, die Tüchtigkeit, den Gemeinsinn und die Erfahrung hinzuleiten. Diese Art der Wahl würde es ermöglichen, dem Staatshaupt eine wahre politische Macht zu verleihen und es trotzdem der wogenden Flut des Forums zu entziehen. Es ist dies ein Problem, das sich unter einem Königtum von selber löst, weil der Thron, jeder Wahl entrückt, auf sich selber steht. Auch ist das parlamentarische Regime in der Monarchie geboren und hat hier seine natürliche Heimstätte.

Die Verfassung Frankreichs muß, wie wir gesehen haben, neu aufgebaut werden. Wie oft hat Frankreich schon, seit 1789, sein Staatsleben neugestalten müssen! Es ist dies ein Verhängnis. Glücklicherweise die Völker, die eine stetige, sich organisch entwickelnde Verfassung besitzen, wie England, Nordamerika, und wie auch die Schweiz, wo ein immerwährendes Weiterweben ein Kunstwerk erzeugt hat, in dem die grundsätzliche Leitung der Exekutive durch den gesetzgebenden Körper und die damit zusammenhängende Erscheinung der gewählten und doch beruflichen Magistraturen sich mit gewissen Elementen der parlamentarischen Regierung durchsetzt haben.

Indes — die Wiedererstehung des Landes wirft nicht nur die Frage

nach dem Bau der Verfassung auf; Frankreich muß auch seinen Rang im Rate der Völker wiedergewinnen. Nun ist, während Frankreich, unter dem Joch des Feindes schmachmend, zum Schweigen verurteilt war, eine neue Konstellation im Firmament der Diplomatie aufgestiegen. Frankreich sieht sich einem Dreimächtekonzern gegenüber. Es hat zwischen diesen drei Koordinaten seinen geometrischen Ort zu finden. Nun fallen ihm gewisse Vorteile in dieser neuen Gestaltung der Welt von selber zu: eine natürliche und schon durch ein Bündnis bekräftigte *Verbindung mit Rußland* entsteht aus dem Grunde, weil die beiden unmittelbaren Nachbarstaaten Deutschlands ein gemeinsames und schwerwiegendes Interesse haben, den einstigen Gegner ungefährlich zu machen und ihm jede Möglichkeit der Wiederaufrüstung zu nehmen. Frankreich hat hier einen Rückhalt, den es nach dem ersten Weltkrieg nicht besaß. Damals war Rußland ausgeschaltet, und Frankreich war, in der Zeit des Ruhrkonfliktes und der deutschen Vertragsbrüche von 1935—36, auf England angewiesen, wo es keine tatkräftige Unterstützung fand und sogar auf Widerstreben stieß. Andererseits ist in Erwägung zu ziehen, daß *England* kraft einer jahrhundertalten Tradition immer bestrebt ist, einen Staat, der in Europa eine überragende Macht erringt, durch ein Gegengewicht zu hemmen. An dieser Tradition hat England unentwegt festgehalten, wenn es auch mehrmals in verhängnisvoller Weise verkannt hat, von welchem Staat die wirkliche Bedrohung kam. Jedenfalls muß dieser britische Leitsatz dazu führen, den Wiederaufstieg Frankreichs zu fördern, und deshalb hat England durch sein Vorgehen in der syrischen Angelegenheit eine Inkonsequenz begangen, die es früher oder später einsehen und wieder gut machen muß. Hält man nun zusammen, daß Frankreich mit Rußland verbunden bleibt und daß es gleichzeitig mit England und den *Vereinigten Staaten* durch Waffenbrüderschaft und gemeinsame Ideale verkettet ist, so kommt man zu dem Schluß, daß es Frankreich beschieden sein könnte, bei Meinungsverschiedenheiten zwischen den Siegern in Ost und West ein Bindeglied zu sein und vielleicht eine Vermittlerrolle zu spielen. Ein solcher Beruf, den Einklang herzustellen, erscheint besonders wertvoll, wenn man bedenkt, daß die Garantie des Weltfriedens weniger in einer geschickten Fassung des universalen Statuts, als in dem dauernden Einvernehmen der führenden Mächte beruht. Man darf nicht vergessen, daß der alte, allzu verschrieene Völkerbund nicht so sehr an seiner rechtlichen Struktur, als an der baldigen, verhängnisvollen Spaltung unter den Großmächten gescheitert ist. Bedenken wir, daß eine derartige Spaltung nach dem Wiener Kongreß vierzig Jahre auf sich warten ließ, was damals einen langwährenden Frieden sicherstellte!

Frankreich wird in der internationalen Welt schon darum einen achtunggebietenden Rang bewahren, weil es von altersher auf dem

Schauplatz der Diplomatie als Chorführer die großen beherrschenden Ideen der Gerechtigkeit unter den Völkern vertreten hat. Friedliche Beilegung der Streitigkeiten nach Recht und Billigkeit, Sicherheit durch gemeinsame Aktion der auf das Recht eingeschworenen Nationen, das sind Gedanken, für die Frankreich seit langem eingetreten ist, was ihm einen treuen Anhang unter den mittleren und schwachen Staaten gesichert hat. Damit hängt ein anderes zusammen: Frankreich hat es sich auch in der praktischen Politik oft zur Aufgabe gemacht, die Interessen der Allgemeinheit zu verfechten. Mag es auch zuweilen durch diese Handlungsweise in Nachteil geraten sein, so wurde dieser Schaden wieder reichlich aufgewogen durch das Vertrauen und die Freundschaft, die es sich dadurch errang. Frankreich mag an Länderbesitz und Kriegsmaterial hinter anderen Mächten zurückstehen; eine moralische Großmacht wird es bleiben.

Manche haben die Lage Frankreichs nach dem zweiten Weltkrieg mit derjenigen vergleichen wollen, in der sich dieses Land zur Zeit des Wiener Kongresses, nach den napoleonischen Kriegen befunden hat. Die Konstellation ist insofern ganz verschieden, als die Sieger heutzutage andere sind und Frankreich in ihre Reihe eingetreten ist. Aber eine Ähnlichkeit besteht insofern, als Frankreich jetzt, wie 1814, seine Stellung in der Welt vor allem mit den Waffen des Geistes durchzufechten hat. Auf dem Wiener Kongreß wußte Talleyrand das Prinzip der Legitimität in die Waagschale zu werfen, um die Stellung seines gefährdeten Landes zu stärken und seiner Stimme im Rat der Großmächte Geltung zu verschaffen. Die Legitimität, besser gesagt der Titel des angestammten, historischen Besitzes, bedeutet auch heute für Frankreich ein nachdrucksvolles Argument, insofern es gilt, die *Integrität seines Kolonialreiches* zu behaupten. Frankreich kann sich hier auf die Atlantik-Charta berufen, in welcher sich England und die Nordamerikanische Union für die Wiederherstellung der durch Gewalt zerstörten Souveränitätsrechte einsetzen und zudem erklären, ihre Territorien und überhaupt ihre Machtstellung nicht auf Kosten anderer Staaten erweitern zu wollen. Es würde in der Tat eine Verletzung der Prinzipien bedeuten, um derentwillen die Westmächte die Waffen ergriffen haben, wenn Frankreichs Kolonialreich gemindert würde. Es wäre auch diesen Thesen zuwider, wenn eine historisch moralische Position, wie die von Frankreich in Syrien und im Libanon errungene, bestritten werden sollte. Immer wieder kommt man zu dem unvermeidlichen Schluß, daß Völkerrecht und Weltfriede nur durch den Einklang internationaler Glaubenssätze geschmiedet werden können und daß jede Verleugnung dieser Dogmen das mühevollen Werk ins Wanken bringen würde. So sind diese Dogmen dazu angetan, auch ihrerseits die Wiederherstellung Frankreichs zu fördern.

Es gibt indes neben diesen Betrachtungen allgemeiner Natur ein

inniges Erlebnis, das ins Gewicht fällt, wenn es gilt, die Kräfte des Wiederaufstiegs in Frankreich zu bemessen. Dies Erlebnis wurde mir zu teil, als ich vor kurzem, nach fünfjähriger Trennung, meine Heimat, das Elsaß, wiedersah.

Auch das *Elsaß*, das schwerkgeprüfte Land, das so tief gelitten, hat widerstanden, in seiner Art. Es hat sich unerschrocken und verzweifelt gewehrt. Es hat dem Fremdherrscher die Unerschütterlichkeit der vaterländischen Gesinnung entgegengesetzt, aller Bedrückung, aller Verfolgung zum Trotz. Das Elsaß wurde, allem Rechte zuwider, nicht als kriegerisch besetztes Land, sondern als deutscher, reichsangehöriger Boden behandelt. Die Bewohner wurden als Reichsuntertanen betrachtet und deutscher Obrigkeit unterworfen. Die Männer wurden unter die deutschen Fahnen gerufen, was allem Völkerrecht Hohn spricht. Viele von ihnen hatten zuvor als französische Offiziere oder Soldaten gekämpft, und es war deshalb der elementarsten Ritterlichkeit zuwider, sie zwangsweise in das Heer des Feindes einzugliedern. So sind Tausende und Abertausende für die Sache des Feindes gefallen. Und über viele Verbannte herrscht Ungewißheit und tiefe Besorgnis. Keine Familie im Elsaß, wo nicht bange Herzen schlagen. Und trotzdem, als die französische Armee mit erstaunenswerter Kühnheit und Schlagkraft Straßburg und das Elsaß wiedereroberte, war der Jubel allgewaltig. Er war wie ein Strom, der alle Dämme bricht. Man hatte teure Familiengenossen, man hatte Hab und Gut zu beklagen. Aber nur eines galt: der Feind, der furchtbare Feind, der nicht nur wilden, elementaren Trieben der Grausamkeit gehorchte, sondern in raffinierter, systematischer, ja wissenschaftlicher Weise die entsetzlichsten Greuel verübte, war außer Landes. Städte und Dörfer atmeten frei. Ein so schrecklicher Alpdruck war von den Seelen gewälzt, daß man trotz aller tiefen Sorgen und Schmerzen sich von einer hinreißenden Flutwelle der Freude forttragen ließ. Viele Deutsche waren noch im Lande und sind, wie im Jahre 1918, Zeugen der begeisterten vaterländischen Kundgebungen gewesen. Haben sie daraus die Lehre gezogen, daß das elsässische Volk politisch untrennbar zu Frankreich gehört? Man glaube es nicht. Denn gegen eine Weltanschauung kämpfen Götter selbst vergebens. Für die Deutschen ist das elsässische Volk in einem verhängnisvollen Wahn befangen; es erkennt seine transzendente Schicksalsbestimmung nicht; es versteht nicht, daß die Vorsehung es berufen hat, deutsch zu sein. Es herrscht hier, in der Auffassung der Deutschen, ein Fatum der antiken Tragödie, ein Fatum, gegen das ein freier Wille der Selbstbestimmung nur Verirrung und Frevel bedeutet. Und dabei verstehen unsere Nachbarn nie, daß eine tiefe Kluft das Elsaß von ihnen scheidet, aller Verwandtschaft der Sprachen zum Trotz: diese Kluft ist dadurch aufgetan, daß das Elsaß tausend Jahre schon, bevor die Deutschen in

die Geschichte eintraten, römische Zivilisation angenommen hat und tausend Jahre vor ihnen christlich geworden ist.

Nirgends in Frankreich haben die Herzen, in der Zeit der feindlichen Unterdrückung, wärmer fürs Vaterland geschlagen. Von ihm losgerissen, bekannte sich das Elsaß mit um so größerer Treue zu ihm. Im Unglück erprobt sich der wahre Familiensinn. Dabei hat der Elsässer, mit dem kritischen Blick, der ihm eigen, von Anfang und obwohl von dem Gepränge einer riesigen Waffenmacht umgeben, keinen Augenblick an der Niederlage Deutschlands gezweifelt. Er hat nie an Deutschland geglaubt, und das haben ihm die Herren des Tages nicht verziehen.

Im Elsaß, in dieser Hochburg patriotischen Geistes, steht aber der Vaterlandsliebe die Tatkraft zur Seite. Der Wiederaufbau ist die Sorge des Tages. Der Wiederaufbau ist nicht nur ein dringendes Interesse, er ist eine Ehrenpflicht, er wird zur Leidenschaft. Jetzt, wo das Elsaß hoffen kann, nicht mehr in steter Gefahr zu leben, jetzt wo es nicht mehr, in einen Burgwall eingeschlossen, sich gegen einen drohenden Nachbarn zu schirmen hat, jetzt wo es nicht mehr in Handel und Wandel durch stete Kriegsbesorgnis gehemmt ist, will das Volk ans Werk gehen und seine Schaffensfreude betätigen. Wohl irrt manch ein Bauer durch ein verheertes Dorf, wo kein Haus mehr steht und nur noch auf dem zerschossenen und halb verfallenen Kirchturm die alten Freunde, die Störche nisten, auch den Trümmern ihre Treue bewahrend. Wohl steht manch ein Ackersmann vor seinem minenschwangern Feld, in das kein Gespann, kein Pflug sich wagen kann. Wohl sind industrielle Betriebe lahmgelegt, wohl sind Straßen, Schienen, Brücken und Häfen zerstört. Um so mehr sind alle Kräfte angespannt, um dem schönen Lande seine alte Gestalt wiederzugeben, um der Kriegsverheerung Herr zu werden und dadurch den wahren Endsieg über den Feind zu erringen. Wie ermutigend, wie belebend ist es zu sehen, daß zu diesem Werk alle einig zusammenstehen. Da gibt es keinen Unterschied der Stände mehr, keine Trennung zwischen den einen, die das vom Feind besetzte Land verließen, weil sie in einem deutschen Elsaß nicht atmen konnten, und den andern, die aller Verfolgung zum Trotz an der Scholle festhielten. Sie haben alle gelitten, die einen durch die Trennung, den Raub des heimischen Besitzes, die andern durch Knechtung und Verletzung ihrer heiligsten Gefühle. Doch alle haben an dem gleichen Glauben festgehalten, und das eint sie in fester Brüderlichkeit. So heben sich auch aus der bittersten Not Strahlen des Lichts. Nie wird man vergessen, daß den französischen Gefangenen in den düsteren Tagen von 1940 die größte Hingebung von der ärmeren Bevölkerung bewiesen wurde, die das Allernotwendigste hingab, um das Los der Unglücklichen zu erleichtern.

Ein Glaube beseelt das Elsaß. Man fühlt es tief in den Trümmer-

feldern von Straßburg. Historische Denkmäler der Stadt sind dem Erdboden gleich; das Schloß der Kardinäle von Rohan, das Kaufhaus am Flußufer, alte Patrizierhäuser sind zusammengestürzt; unzählige Wohnhäuser sind zerstört; tausende von Menschen haben kaum ein Obdach, und keine Wohnstätte mehr. Aber wenn ihr trauernder Blick über Schutt und Steine gegliitten, da schauen sie auf zu dem ragenden Münsterturm, dem lieben alten Gefährten, dem Schutzheiligen der Stadt, und sie schöpfen neue Hoffnung, weil er noch steht, zum Himmel zeigt und das Immerwährende in der Sturmflut der Zeiten bedeutet.

Es gibt indes noch ein anderes Wahrzeichen des Elsaß, ein seelisches Wahrzeichen, das lebendig geblieben, allen Wettern zum Trotz. Das ist die Universität Straßburg, die 1939 in die Auvergne übersiedelte und in Clermont-Ferrand mit ihrem in der Hauptsache erhaltenen Lehrkörper ihre volle wissenschaftliche Tätigkeit weiter entfaltete. Sie war den Deutschen ein Dorn im Auge. Es ist ein Wunder, daß sie sich, zumal unter ihrer alten Bezeichnung als «Universität Straßburg», neben ihrer deutschen Namensschwester im Elsaß erhalten konnte. Aber wenn man von Wunder spricht, so darf man nicht vergessen, daß ihr Weiterleben unter der deutschen Besetzung zum guten Teil der Festigkeit, dem elsässischen Starrsinn und auch der diplomatischen Geschicklichkeit hervorragender Männer, zudem der Berufstreue der akademischen Lehrer und nicht zum mindesten der unerschütterlichen Charakterstärke der tagtäglich bedrohten studierenden Jugend zu danken ist. Die bewaffnete Razzia in den Hörsälen am 23. November 1943 und die Einbrüche in die Studentenheime haben eine traurige Berühmtheit in aller Welt erlangt. Zahllose Studenten und Professoren sind verschleppt worden und sind oft unter Martern in der Verbannung gestorben, wenn sie nicht schon im Kollegiengebäude den Revolvern und Maschinengewehren der Gestapo zum Opfer gefallen waren. Ein Denkzeichen in der Halle erinnert an den Mord des gelehrten und hochgeachteten Vertreters der altgriechischen Literatur, Professor Collomp. Wie sollte man, bei solch festem Standhalten der Universität Straßburg, an Frankreich verzagen? Der Kampf dieser Universität um ihr Dasein war ein Marathon mit den Waffen des Geistes. Ihre Selbstbehauptung war auch eine «Résistance», die sich mit jeder andern vergleichen läßt.

Welch hoher Beruf wird dieser Universität nach ihrem Wiedereinzug in ihre Heimstätte beschieden sein! Auch sie wird mitschaffen an Frankreichs Wiedererstehen. Sie wird nach wie vor in dem seit Jahrhunderten tief patriotischen Elsaß eine Stätte französischer Geistesbildung sein. Sie wird auch ihre Strahlen hinauswerfen in das dämmerhafte, dämonische Nachbarland. Mehr noch, sie wird sich bestreben, das geistige Erbe Deutschlands aus einer anderen, besseren

Zeit zu pflegen, und sie wird damit einer hohen Tradition Frankreichs treu bleiben, den Blick nach universellen Werten zu weiten. Ist es doch eine tiefeigene, historische Aufgabe, die sich Frankreich immer gestellt: die Menschheit zu verstehen, die allgemeingültigen Gedanken und Überzeugungen der Menschheit zu durchleuchten, ihnen klare, endgültige Form zu geben und die so erkannte Wahrheit zu verfechten. Ein Land, das sich diesen Dienst erkoren, kann auf dem Forum der Weltgeschichte nicht verstummen.

Es muß wieder auferstehen.

Die geschichtlichen Grundlagen des amerikanischen Isolationismus

Von Henry Steele Commager

Es ist ein großer Fehler, ignorieren oder unterschätzen zu wollen, wie stark die Vereinigten Staaten von der isolationistischen Idee durchdrungen sind. Alle, die ihn begehen, setzen sich der Gefahr aus, verwirrt und möglicherweise enttäuscht zu werden. Sie können die Probleme nicht verstehen, mit welchen sich diejenigen in Amerika auseinandersetzen haben, die für eine internationale Zusammenarbeit eintreten. Sie werden die Vorsicht nicht verstehen, mit der die *Kooperationisten* vorzugehen haben, die Zugeständnisse, zu denen sie genötigt sind, die Politik, die sie verfolgen müssen. Sie werden gleichzeitig Gefahr laufen, eine große Ungerechtigkeit gegen das amerikanische Volk zu begehen.

Es sollte vor allem klargelegt werden, daß der Ausdruck «Isolationismus» eine Menge oft stark unterschiedlicher Begriffe in sich schließt. Die amerikanische öffentliche Meinung ist schwer zu analysieren, und es würde nur zu Verwirrungen Anlaß geben, sie willkürlich in «isolationistisch» oder «internationalistisch» zu scheiden. Es gibt einen Isolationismus, welcher aus einem tiefen und manchmal unwissenden oder arglistigen Mißtrauen gegen alles Europäische hervorgeht. Dann gibt es einen Isolationismus, welcher in erster Linie auf einer Antipathie gegen England beruht — wie sie etwa die Zeitung «Chicago Tribune» vertritt, und die besonders die Iren teilen —, und den, welcher besonders aus der Angst vor dem russischen Kommunismus entspringt, und vor allem in gewissen Kreisen des Mittelstandes verbreitet ist.

Es gibt ferner einen parteipolitischen Isolationismus, der Ausdruck der politischen Einstellung der Parteien ist, und in erster Linie